



Abend -

Zeitung.

107.

Mittwoch, am 14. Julius, 1819.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Das Traubenmädchen.

(Auf einer Porzellan-Tasse.)

Dem Fräulein M. L. gewidmet.

Welch eine Botin, Welch ein Glanz
Kommt mir von jenen lieben Hügeln,
Die bräutlich schön den Rebenkranz
Im Silberschein der Elbe spiegeln? —
Das muß ein Göttermädchen seyn? —
Wie reizend preßt sie Saft der Trauben
Von Ranken, die sie selbst umlauben,
Der gold'nen Nektarschale ein!

Wohl, Freundin, kannt' ich längst Dein Herz —
Die Menge lauscht des Liedes Tönen,
Doch sorgenlos, auch nur im Scherz,
Den Pfad der Sängler zu verschönen —
Dir gnügt das Hören nicht allein;
Der Freundschaft duft'gen Kranz zu winden,
In Sängers Lust die Deine finden,
Dies Hochgefühl ward, Freundin, Dein!

Wohl kannt' ich längst den klugen Geist —
Dir glückt's, Gesandte zu erwählen,
Hold, sinnig, still beredt — Du weißt,
Dem Schönen Feinheit zu vermählen,
Und bei so reizendem Verejn,
Da bleiben selbst im Abendgolde
Noch alle Götter gern im Solde,
Die Grazien im Ringelreih'n.

Doch, Freundin, hast Du auch bedacht,
Wie warm der Dichter Herzen schlagen?
Wem eine solche Witz'rin lacht,
Wird schwerlich noch nach Reimen jagen;
Auch ist das Sprüchwort allgemein,
Und soll bei Sängern doppelt gelten,
Das selbst des Greises Jahre selten
Von allem süßen Wahn befrei'n.

Und ganz so weit bracht' ich's noch nicht — —
Ei was! warum mich länger quälen!
Das heit're, sinnige Gedicht, *)
Läßt ja die Deutung nicht verfehlen;
Die schönste Witz'rin paßt gar fein,
Des Weinthals Sängler zu begrüßen
Und ihm — ein Bild kann ja nicht küssen! —
Der Freundschaft schönen Wunsch zu weih'n.

Ja! Lebens-Nektar beut sie dar,
Die jüngste, reizendste der Heben —
O Traubenmädchen! ist dieß wahr,
Dann magst Du mir die Schale geben,
Und immer presse reichlich ein —
Ich will, gefeit von Dichterhänden,
Nach Mariannen: Kub' sie senden,
Und — heuer wächst Cometen: Wein!

K i n d.

M ä r t h c h e n.

(Fortsetzung.)

Run trat eine sehr stille, traurige Zeit für uns ein. Betäubte auch am Tage das Geschäft unsern Kummer, so erwachte er doch, wenn wir des Abends oder bei Sonntagsfrühe ohne den muntern Tom in der Hütte waren, desto heftiger. Die Mutter machte sich Vorwürfe, daß sie ihn habe ziehen lassen und zürnte auf Heinrich, der ihn ihr, am Ende doch nur, weil er ihn für sich selbst brauchbar gefunden, abgeschwaht habe.

Ich suchte ihr zuzureden, so gut ich's vermochte, und sang ihr zuweilen auf der Harfe etwas vor. Doch leider verfiel ich dabei immer, ohne es zu wol-

*) Die freundliche Gabe war von einem sehr artig erfundenen, scherzhaften Gedicht begleitet.

ten, auf das Lied von den zwei Schwänen, oder gar auf das vom Seefahrer, so daß wir oft beide am Ende uns in die Arme fielen und laut weinten. Ein fröhliches Liedchen, oder gar das vom schwarzbraunen Mädchen, wobei mir Heinrich seine Liebe zuerst gestanden, wollte mir nicht mehr aus der Kehle.

Recht gut war es daher, daß der brave Bernhard uns auch in der Ferne nicht vergaß, sondern mir ein neues Lied schickte, wozu er die Melodie selbst gesetzt hatte. So ließ er mir wenigstens durch seine Mutter sagen; hinterdrein aber habe ich freilich erfahren, daß auch der Text von ihm herrührt. Es ist überschrieben: Die Schifferin und der Wand'rer, und lautet also:

Sanft kräuseln die Wellen, der Mond zieht heran,
Die Schifferin ruhet in schwankendem Kahn;
Sie lauscht durch die Weiden gar mild und still,
Ob Jemand vor Nacht noch hinüber will.

Da tönt eine Zither dem Ufer entlang,
Den Saiten verschmilzt sich ein süßer Gesang;
Es schreitet ein Wand'rer durch Gras und Thau,
Gar stattlich gekleidet in Himmelblau.

Das Antlitz des Wand'ers ist rosig und hold,
Sein Auge wie Mondlicht, die Locken wie Gold;
Sie weh'n in den Lüften, und kräuselnd weht
Die blendende Feder vom Sammt-Baret.

Er wirbt um den Nachen mit freundlichem Ton,
Spricht: Zahlet der Sänger nicht irdischen Lohn,
Bedarf auch das Ruder nicht Deiner Hand,
Es trägt wohl der Kahn mich allein an's Land!

Und als er das Rettlein vom Weidensturz' schlingt,
Ein lieblich Gesäusel vom Ufer herdringt;
Es findet die Richtung allein der Kahn,
Es höhlen die Wellen ihm selbst die Bahn.

Und als sie auf Stromes Mitte nun sind,
Blickt schüchtern in's Aug' ihm das bebende Kind;
Sein Finger entlockt nur der Saiten Schall,
Leis flüsternd entweichen die Wellen all!

Und als sie dem mondlichen Ufer sich nab'n,
Schaut nochmals das bebende Dirnlein ihn an;
Er hebt zu den Sternen gar mild den Blick
Und senkt ihn zur lieblichen Dirn' zurück.

Spricht scheidend: Nimm, holde, die Zither für
Dich,

Und wisse: Der Engel der Unschuld bin ich;
Erhältst Du die Stimmung der Saiten rein,
Wirst stets Du im Schutze des Himmels seyn!

Sanft legt er die Zither der Dirn' in die Hand,
In Silber zerrinnet sein blaues Gewand,
Doch wo er gestanden im Mondenlicht,
Entsprossen dem Boden Bergsmeinnicht.

Ich merkte recht gut, daß dem Liede etwas von Lehre und Bitte beigemischt war, ob ich dieß gleich mehr im Ganzen ahnete, als im Einzelnen verstand.

Aber eben dieß machte mir das Lied um so lieber. Ich hatte es in Kurzem singen und spielen gelernt, und es erfüllte mein Herz, das sich nichts vorzuwerfen hatte, theils mit linderndem Troste, theils mit dankbarer Erinnerung an Bernhard. Die Mutter hörte es auch gern, aber die Sehnsucht nach Tom schien bei ihr von Tage zu Tage heftiger zu werden. Sie sprach öfter, als sonst, von des Vaters Tode, verlangte wohl von mir, ihr das Lied vom Schiffbruche zu singen, und äußerte dann als gewiß, sie werde auch Tom erst im Himmel wiedersehen. In Kurzem verbanden sich hiermit eigene Todesgedanken; sie versiel augenscheinlich, und nach wenigen Monden ging ihre Ahnung in Erfüllung. Sie gab mir noch sterbend ihren Segen, auch für Tom mit, und entschlief in meinen Armen. Auf dem Kirchhofe, der von einer Anhöhe nach dem Strande herabsteht, ward sie von Fischern und andern treuen Nachbarn, deren viele dabei sich meines Vaters herzlich erinnerten, unter frommem Gesange begraben.

Nun war ich ganz verwaist, aber deshalb nicht verlassen. Denn der gutherzige Oheim äußerte schon beim Begräbniß, daß ich, als ein so junges Mädchen, hier nicht allein bleiben könne, sondern, als nächste Verwandte und nunmehriges Bündel zu ihm in die Stadt ziehen müsse. Bald war die Hütte und der kleine Kram durch seine rastlose Sorge ziemlich vortheilhaft verkauft, und der Betrag mir und Tom gesichert.

Sowohl der Oheim, als die Frau Ruhme, nahmen mich wie das eigene Kind in ihr Haus auf, und letztere schuf mich, wie sie sagte, daß ich weniger auffalle, nach und nach aus dem Schiffermädchen ganz in ein städtisches Mädchen um. Auch erwähnten Beide aus gutmüthiger Schonung nur selten und unwillkürlich Bernhards; doch konnte ich ihnen wohl abmerken, daß sie mein Eheversprechen mit Heinrich für übereilt hielten, und nichts dagegen gehabt hätten, wenn ich zu seiner Zeit auch im engern Sinne des Wortes ihre Tochter worden wäre.

Bernhard hatte nunmehr in der Fremde, wo es ihm, als einem auf mehreren Instrumenten geschickten Musikus, sehr gut ging, auch von meiner Aufnahme in das väterliche Haus Nachricht erhalten, und es geschah wohl nicht ganz von Ungefähr, daß sich seine Lust, die Welt zu sehen, in Kurzem verlor und er zuletzt seinen Entschluß meldete, auf einige Zeit wieder zu seinen Aeltern zu kommen. Vater und Mutter hatten große Freude darüber, und

ersterer äußerte, Bernhard solle nun dableiben und ihm selbst als Gehülfe und Nachfolger beigegeben werden.

Nach etwa vier Wochen kam Bernhard, wie er versprochen, und das Glück der Aeltern, ihren Sohn gesund und mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen wieder in ihre Arme zu schließen, ist kaum zu schildern. Besonders trieb es die Mutter gar arg, und konnte nicht fertig werden, ihn liebzukosen und zu bergen. Auch mein Gesicht überließ hiebei wärmer, und ich breitete die Arme gegen ihn aus. Als aber Bernhard sich gegen mich umwandte, mich erst lange mit großen Augen ansah, dann auch die Arme erhob, aber sie wieder fallen ließ, und nur meine Hand treuherzig und wehmüthig schüttelte; da wurde der Alte hitzig und rief: „Willst Du mir das gute Märtchen gleich ordentlich küssen, Du abscheulicher Junge!“ Die Mutter aber legte mich ihm in die Arme, und aus dem Kusse, den mir Bernhard auf die Stirn drücken wollte, wurde ein recht ordentlicher, herzlicher. Den hätte ich vor aller Welt und selbst bei Heinrichen verantworten wollen!

Aber er sollte auch wahrscheinlich wie der erste, so der letzte seyn. Denn obschon Bernhard immer still heiter schien und sich gegen mich auf das freundlichste benahm, ja mir sogar zum Behuf des Singens ein wenig im Italienischen Unterricht gab, so mied er doch aufs strengste jede Art geschwisterlicher Vertraulichkeit. Ja, als die Mutter einmal ein Wörtchen davon fallen ließ, man könne ja noch nicht wissen, wie Alles mit uns komme, bat er sie dringend, hievon zu schweigen; sonst müsse er wieder von hinnen. Die Mutter kannte ihn zu gut, um ihm dies nicht zuzutrauen, und ich meinerseits fand dies von Bernhard recht redlich und brav gehandelt, ob ich es schon nicht sagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen.

3.

Das Gebiet der Kunst ist ein unüberschaubares ewig blühendes Eden. Selig ist, wer darin wandeln kann. Es führen zwei Wege dahin. Der erste ist ein mühevoller, oft dorniger Pfad, auf dem man manche Klippe übersteigen, manches Hinderniß überwinden muß, aber auch sicher und belohnt den ewi-

gen Garten erreicht. Der andere ist glatt und eben, mühelos und anlockend, aber er führt zu den Irrgängen des Gartens, aus denen Wenige sich wieder heraus und auf den rechten Weg zu finden wissen. Die meisten irren darin herum bis an ihr Ende, in stetem Wahn und fruchtlosen Suchen, und schauen nie das wahre heilige Eden.

4.

Schlechte Bücher (besonders Lehrbücher) sollten allemal noch einmal so theuer verkauft werden, als Gute, damit diese durch leichtern Ankauf gemeinnütziger, jene aber weniger verbreitet würden, und so weniger Nachtheil stiften könnten.

5.

Zwei Fräuleins sahen aus dem Fenster, als zwei artige junge Männer, an Form und Kleidung sich fast gleich, an ihrem Hause vorüber gingen. „Das sind wohl gewiß ein paar Zwillingbrüder?“ frug die Eine. — O nein, antwortete die Andre, es sind nur zwei außerordentliche Freunde. In der ganzen Stadt nennt man sie nur insgemein: Herodes und Pilatus.

U.

Epigrammatische Umarbeitungen.

Maximen.

Willst Du Maximen Dir schaffen, bei Zeiten, o
Jüngling, bewirb Dich;
Doppelt bezahlen ist Brauch, beut Dir Maximen
die Noth.

An einen Redner.

Deine Lippen, die holden, ach dürst' ich sie küssen!
Ich küßte
Auch die Guada mit, die auf den Lippen Dir
thront.

Uebertreibung.

Was den Sterblichen adelt, entadelt, wenn's tritt
aus den Schranken,
Und der Tugenden schönst' ist dann dem Laster so
nah.

Das Geheimniß.

Troße den Mauern nicht, die rings das Geheimniß
umschließen!
Eine Petarde sprengt oft im Moment sie: — der
Wein.

Fr. Raßmann.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 166.
S c h n e e g l ö c k e n .

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Donnerstags, am 8. Julius, in der Stadt: Phädra, nach Racine von Schiller. Mad. Schröder die Phädra als erste Gastrolle.

Wir haben noch keine Biographie Schillers, wie sie seyn soll. Selbst der neueste Versuch in den Zeitgenossen, wo einzeln viel Zweckmäßiges zusammengestellt ist (St. XV.), ist nur Mosaik. Der sie abfaßt, hat Schillern schwerlich genau gekannt. Auch mag es dem, der das noch lebende Weimar kennt, einleuchten, daß eine solche Biographie jetzt noch als unreife Frucht fest am Baume hängt. In einer künftigen Biographie also wird sich vieles noch nicht Gesagte über das sagen lassen, was zwischen Schiller und Göthe, als dieser, in fürstliche Wünsche sich fügend, Voltaire's Mahomet deutschte und auf die Bühne brachte, in freien Ergießungen verhandelt wurde. Das inhaltsschwere Gedicht an Göthe, nach der Aufführung seines Mahomet's im Jahre 1800, in Schillers Gedichten, umfaßt in gebiegenen Stanzgen die Endpunkte und Resultate des Streits. Schiller selbst endete damit, daß er Racine's bewunderte Phädra selbst übertrug und den Urtext zur Seite als Taschenbuch vorbereitete. Denn er erlebte die Herausgabe nicht. Das Stück ist seitdem fast über alle Bühnen Deutschlands auf Cothurnen, die den deutschen Fuß oft sehr drückten und schnürten, hinweggeschritten. In Weimar erhob das gefeierte Wolfische Ehepaar, sie die Phädra, er den Theramenes, zu schöner Bedeutsamkeit. Das Stück heißt Phädra. Den den französischen Bühnen so viel näher verwandten Seneca auf den Euripides pflanzend, hatte Racine, den fromm-galanten Hof seines Ludewigs im Auge, das Bewußtseyn ausgesprochen, das französische Zartgefühl in ihrer ehebrecherischen Liebe nicht verletz zu haben. Im antiken Trauerspiel ist Hippolyt der Held des Stücks. Auch stirbt er auf der Scene, wo Diana erscheint und ihm die heidnische Seligkeit verkündigt. Phädra ist dort schon in der ersten Hälfte des Stücks verschieden. Hier fällt erst mit ihrem Tode der Vorhang. Der verliebte Hippolyt spielt eine klägliche, um nicht zu sagen, alberne Rolle, und verunglückt auch in der Ordnung fast auf allen deutschen Bühnen. Racine sagt ja selbst in der Zuweisung seines Stücks an die Herzogin von Bouillon: cet heros paroitra comme il a du être à Paris, und Schiller war nicht der Mann, ihn dem Pariser Firnis abschaben zu wollen. Also kann in diesem Stücke eigentlich nur die Rede von der Phädra seyn. In ihr kann eine deutsche Künstlerin sich zwiefach verherrlichen, wenn ihr der große Wurf gelungen, mit außerordentlichen Kunstmitteln die französische conventionelle Unnatur durch deutsches Gemüth und Wahrheit von innen heraus zu überwinden. Dann ist aber auch Schillers einzige und reinste Absicht, warum er Todte erweckte, — der Recensent der Schillerschen Phädra in der Leipziger Literaturzeitung (1806, Nr. 75) parodirte bei dieser Wiedereinführung französischer Trauerspiele durch Göthe und Schiller jene Worte im Macbeth: „Sonst wer einmal den Geist ausblies blieb todt, jetzt sehn sie wieder auf und sagen uns aus Logen und Parterre“ — vollkommen erreicht. Gruß und Dank der deutschen Phädra, auf die es anwendbar gefunden wird, womit Schiller seine Stanzgen an Göthe schließt:

Ein Jüherer nur zum Bessern soll sie werden;
Sie komme, wie ein abgeschiedener Geist,
Zu reinigen die oft entweihete Scene,
Zum würd'gen Stg der alten Melpomene!

Gruß und Dank also der größten jetzt unter uns

lebenden tragischen Schauspielerin, Sophia Schröder, die — unsere Wiener Freunde mögen es nicht übel deuten! — die Schauspielerin des deutschen Volks heißen sollte, und daher auch in Dresden, Leipzig und überall als die unsre bearüft werden darf, daß sie den seltenen Verein äußerer Gaben und innerer Berufs Weihe mit so schöpferischer, plastischer Kraft auf diese Darstellung verwendet und uns dadurch, daß sie Siegerin auf fremdem Boden ist, eine glänzende Genugthuung an dem Dunkel verschafft, der dort an der Seine noch immer behauptet, daß wir weder eigentliche Trauerspiele, noch auch tragische Schauspieler besäßen. Es trifft sich durch eine eigene Verkettung der Umstände, daß viele unter uns die ächt-französische Vorstellung der Phädra, die von den ersten Künstlern des théâtre français im Jahre 1813 hier in Dresden aufgeführt wurde, noch im frischen Andenken haben. Unstre Vergleichung gründet sich also nicht auf fremder Augen und Ohren Zeugniß. Die gerühmte Künstlerin, die unsern Augen damals die Phädra vorsührte, bewährte alles, was eine mehr als hundertjährige Ueberlieferung auf diese Bravour-Rolle gestellt und zur Schule gemacht hat, wick kein Haar von der streng eingeübten Regel und hatte — wer wollte dies läugnen — erschütternde Momente. Aber innere Wahrheit und Verschmelzung zu einem idealen Ganzen fehlte. Die convulsivische Lozgebundenheit zwischen der feierlichen Abgemessenheit in Recitation und Action — die Seele der französischen Darstellungen im Trauerspiele — gestattete sich die seltsamsten Sprünge und Uebertreibungen und rechtfertigte vollkommen das treffende Urtheil A. W. Schlegels: „Der tragische Schauspieler der Franzosen betrachtet eine Rolle mehr wie eine Mosaik glänzender Stellen, fürchtet stets zu wenig zu thun und macht stets das Einzelne auf Unkosten der natürlichen Wahrheit und psychologischen Scala geltend.“ Mad. Schröder hat den Character der Phädra in innerer Anschauung klar ergriffen und, wie es nun zur äußern Gestaltung kommt, im wahren Doppelgeschicht sich selbst erblickt. Nun bedarf es keiner falschen Toilettenkünste, keiner Schlagschatten und Schlaglichter. Sie scheint nirgends! sie ist! Racine selbst müßte sich freuen, sich so verstanden oder — erklärt zu sehn. So weit geht tiefes Gemüth über bloß eingeübte Kunstleistung. Nur dadurch wird das, was die Franzosen le delire de la passion nennen und in der Rolle der Phädra über alles schäzen, nicht mehr schreiender Gesaensatz zarter Weiblichkeit und rücksichtslose Buhlerei. Mit zauberischem Feuer malt unsre deutsche Phädra in der Geständnißscene gegen Hippolyt ihre nun einmal offenbare Schwäche aus. Sie giebt sich nicht besser, als sie ist. Aber es ist Krankheit, Sorgenricht der ihr ganzes Geschlecht betörenden und verbenden Venus. Sie bereut, sie kehrt in sich zurück. Aber dies ist wieder nicht die Reue, die Dryden meint: Repentance is the virtue of weak souls. Auch diese Reue ist Kraft. Und so erringt sie das schwierigste in einer Rolle, deren Zurückstogens des, Empörendes A. W. Schlegel vor allen französischen Kunstrichtern, La Harpe's Bewunderung zum Trost, unwidersprechlich dargethan hat,*) so daß wir am Ende wünschen, daß solch ein Weib durch erlaubte Gegenliebe glücklich geworden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der 1807 in Paris selbst von ihm herausgegebenen Comparaison entre la Phaedre de Racine et d'Euripide, 108 S. in 8. Man kann diese strenge aber wahre Würdigung der hochgepriesenen Racinischen Phädra nicht höher ehren, als wenn man sie den würdigen Epilog zu Lessings Dramaturgie nennt. Sie ist damals in Paris zwar verspottet, aber nicht widerlegt worden.